

Nr. 176. Bromberg, den 2. August 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(8. Fortsetzung.)

Als ich auf die Piazza zurückkam, war von dem Paar nichts mehr zu sehen; deshalb ging ich in das nächste Café, um dort bei einer Zigarette über den seltsamen Fall nachzudenken.

Daß mein Erlebnis von der Stretton Street keine bloße Einbildung war, bewies die Eintragung des Todesfalles im amtlichen Register und die Einäscherung der Leiche. Daß aber das Mädchen, das ich tot daliegen gesehen hatte, nun in den Straßen von Florenz spazieren ging, dieser Gedanke war mir wirklich ungeheuer.

Spielte mir mein Gedächtnis vielleicht einen Possen? Beinahe fürchtete ich dies.

Wie ich nun so vor meinem Glase Bier saß und das Leben von Florenz an mir vorüberfluten sah, mußte ich über mich selbst lachen und hatte schon fast Lust, die ganzen Nachforschungen aufzugeben. Und doch war alles so geheimnisvoll und verwirrend. Warum hatte man mich zum Spielzeug auserkoren, um dem Millionär zu seinem Ziele zu verhelfen — und wer war in Wirklichkeit das Opfer gewesen?

Ich wollte mich zu dem Entschlusse aufraffen, alles zu vergessen und nach England zu meiner Arbeit zurückzukehren, doch vergebens. Ich fühlte, daß es meine Pflicht war, nichts unversucht zu lassen, um festzustellen, ob Gabriele Engledue eines natürlichen Todes gestorben war oder nicht.

Das blasse Antlitz des Mädchens, das ich im Dome gesehen hatte, verfolgte mich. Gegen Dr. Moroni fühlte ich eine instinktive Abneigung, obwohl ich eigentlich keinen Grund für mein Mißtrauen hatte.

Mit einem fertigen Plane kehrte ich in mein Hotel zurück, wo ich im großen Speisesaale, der voll von Fremden war, meinen Lunch einnahm. Nachher erklärte ich dem Hoteldirektor, daß ich mich nicht wohl fühle, und bat ihn, Doktor Moroni zu telephonieren.

„Ein ausgezeichneter Arzt", bemerkte der Direktor. „Er hat eine ausgedehnte Praxis, insbesondere bei Engländern und Amerikanern. Sie kennen ihn vermutlich?"

„Nein, ich habe bloß von seiner Geschicklichkeit gehört", sagte ich, möglichst gleichgültig.

Zehn Minuten später ließ mir der Direktor durch einen Boy sagen, daß der Arzt um drei Uhr kommen würde. Da ich vorgab, krank zu sein, begab ich mich auf mein Zimmer.

Pünktlich erschien der Arzt und grüßte mich freundlichst. Ich erzählte ihm, eine amerikanische Dame meiner Bekanntschaft hätte ihn mir empfohlen, worauf er sich lächelnd verbeugte und sich nach den Symtomen meiner Krankheit erkundigte.

„Wahrscheinlich eine Folge der veränderten Kost", erklärte er, als ich zu Ende war. „Ich habe viele solche Fälle bei Fremden, die an unsere ziemlich unverdauliche Kost nicht gewöhnt sind. Da unsere Speisen aber sehr schmackhaft sind, ißt man viel — und das sind dann die Folgen", setzte er lächelnd hinzu.

Ich beschrieb meine angeblichen Beschwerden so genau, daß er mir eine Medizin verschrieb. Im Laufe des Gesprächs erwähnte ich, daß ich in Florenz vollkommen fremd sei. Gerne hätte ich von Oswald De Gex gesprochen, doch ich fürchtete, daß ich dadurch seinen Argwohn erwecken könnte. Damit wäre jede Hoffnung geschwunden, die Wahrheit zu erfahren.

„Hoffentlich werden Sie bald wieder wohlauf sein und Ihren Aufenthalt in Toskana noch recht genießen können", meinte er zuvorkommend. „Jetzt sind gerade sehr viele Fremde hier in Florenz. Werden Sie lange bleiben?"

„Das kann ich wirklich nicht sagen", gab ich zur Antwort. „Meine Geschäfte in London können mich jeden Augenblick zurückrufen".

Ich dankte ihm dann für seinen Besuch und bemerkte, daß ich zu ihm kommen werde, falls mir die Medizin keine Erleichterung schaffen sollte.

Gerade zu diesem Zwecke hatte ich ihn ja kommen lassen. Auf diese Weise würde ich bestimmt keinen Verdacht erregen und hoffte so, mit dem Mädchen zusammenzukommen, das sich in seiner Obhut befand.

Nachdem er gegangen war, zog ich mich wieder an und begab mich ins Café Gambrinus, wo ich eine Verabredung mit Robertson hatte.

Ich fand ihn allein an einem Tische in der Ecke sitzen, wo er auf mich wartete.

„Nun, ich habe Ihnen die Adresse des Fräulein Thurston verschafft, Herr Garfield", sagte er zur Begrüßung und übergab mir ein Papier, auf dem geschrieben stand: „Fräulein Rosa Thurston, Cedar Cottage, Overstrand, Norfolk."

„Sie sagten doch, sie lebe in der Nähe von Detroit?" bemerkte ich.

„Sie lebte mit ihrer Mutter in Amerika, doch ich habe in Erfahrung gebracht, daß sie jetzt ein Haus in der Nähe von Cromer haben", lautete die Antwort des Dieners. Ich gab ihm also in Anerkennung seiner Dienste einige italienische Banknoten, worauf wir zusammen ein Gläschen leerten.

Da fuhr mir ein seltsamer Gedanke durch den Kopf. Wäre es möglich, daß das Mädchen, das ich mit Dr. Moroni gesehen hatte, und Rosa Thurston eine und dieselbe Person waren?

Siebentes Kapitel.

Die Befürchtungen des Millionärs.

Ich erkundigte mich noch auf verschiedenen Seiten nach Doktor Moroni. Man lobte ihn allerseits, er war einer der ersten Ärzte des Spitals in Gelsomino und er hatte unter anderen auch einen russischen Großfürsten und eine österreichische Prinzessin behandelt.

Wo immer ich konnte, zog ich Erkundigungen nach dem Doktor ein, denn Robertson hatte mir eine merkwürdige Mitteilung gemacht, nämlich, daß Moroni der Hausarzt von De Gex war.

Daß das Mädchen in London vorsätzlich getötet worden war und daß ich mich zur Beihilfe an diesem Verbrechen hatte bestechen lassen, waren unleugbare Tatsachen. Der Millionär glaubte jedenfalls, daß ich meine Versuche zur Lösung des Rätsels aufgeben werde, um der eigenen gerichtlichen Verfolgung zu entgehen. Er hatte das Wort „Erpressung" fallen lassen und wußte nur zu gut, daß ich es nicht wagen würde, eine polizeiliche Anzeige zu erstatten oder zu Protokoll zu geben, was ich erlebt und getan hatte.

Das Sündengeld von fünftausend Pfund hatte ich nicht berührt, die Banknoten lagen in meiner Wohnung in London. Als ich mich an jenem Abend auf mein Zimmer zurückzog, sah ich ein, daß meine Lage hoffnungslos war. Wie konnte ich eine Anzeige gegen diesen Mann machen, der so reich war, daß er sich jeden Zeugen kaufen konnte!

Mit solchen Gedanken schlief ich ein.

Am nächsten Tage wanderte ich wieder durch die Straßen von Florenz, in der Hoffnung, Moroni und seinen Pflegling wieder zu Gesicht zu bekommen. Ich ging in den Dom und wartete dort bei dem Seitenaltare, wo ich die beiden zum erstenmale gesehen hatte; da sie jedoch nicht kamen, schlenderte ich durch die Via Calzajoni zur Piazza della Signorina, doch nichts war von ihnen zu sehen. Den Nachmittag verbrachte ich in den Caszinen, jenen herrlichen Anlagen am Arno, in welchen sich der Korso der Florentiner abspielt, die entweder in ihren altmodischen wappengeschmückten Landauern oder in modernen Autos oder auch zu Fuß hinkommen. Der Nachmittag war prächtig. Wenn auch ein kalter Wind von den schneebedeckten Apenninen her wehte.

Obwohl ich meine Augen offen hielt, konnte ich doch die schlanke Gestalt in Trauer nirgends entdecken.

Am folgenden Nachmittag begab ich mich zu Doktor Moroni, unter dem Vorwande, ihn zu konsultieren.

Ich stieg die breite Steintreppe in das erste Stockwerk hinauf und läutete an seiner Türe. Eine schlanke, schwarzäugige Italienerin öffnete mir — scheinbar eine Piemonteserin, denn sie trug eine jener großen Nadeln mit runden Köpfen aus Silberfiligran im Haar, die sich zu einem Halbkreise formten, so daß es wie ein Heiligenschein aussah. — „Der Signore Dottore ist zu Hause," gab sie mir italienisch zur Auskunft. „Bitte, treten Sie ein."

Sie führte mich durch einen schmalen Vorraum in das Wartezimmer, in welchem es nach Desinfektionsmitteln roch.

Kaum hatte ich einige Augenblicke Platz genommen, da hörte ich, wie eine Tür geöffnet wurde und wie der Arzt auf englisch sagte:

„Gut, Signore, ich werde um elf Uhr in die Villa kommen."

„Abgemacht," erwiderte der andere. „Robertson brauchen Sie diesmal nicht zu fürchten, er wird nicht da sein. Ich schickte ihn mit einem Auftrage nach Pisa, er ist mir zu neugierig. Sie werden ja auch nicht ins Haus kommen und wissen doch, wo wir uns treffen werden?"

„Gewiß, Signore", antwortete Moroni.

Aus der Art, in welcher der Arzt seinen Besucher ansprach, sowie aus der Erwähnung Robertsons war es mir klar, daß er mit Oswald De Gex sprach. Warum er wohl den Diener nach Pisa schickte?

Ich hörte dann, wie sich die Schritte durch den Vorraum entfernten und wie sich Moroni von seinem Besucher verabschiedete.

Gleich darauf öffnete er die Türe und entschuldigte sich, daß er mich hatte warten lassen. Dann führte er mich in sein Ordinationszimmer.

„Nun," fragte er mich, „wie geht es Ihnen, Herr Garfield?"

Ich antwortete ihm ausweichend. Die Medizin hätte mir wohl etwas geholfen, erklärte ich, doch nach dem Essen hätte ich noch immer unerträgliche Schmerzen. Daraufhin fühlte er mir den Puls und maß meine Temperatur, während ich meine Ohren spitzte, ob ich nicht eine weibliche Stimme vernähme. Befand sich das Mädchen, dessen Geheimnis ich ergründen wollte, noch hier?

Als Moroni die Untersuchung beendigt hatte, schien er sich nicht im klaren zu sein. Wahrscheinlich hatte ich in meiner Unkenntnis einige Symptome aufgezählt, die zu meinem Leiden nicht stimmten. Während er mir ein neues Rezept verschrieb, dachte ich daran, was er wohl tun würde, wenn er wüßte, daß ich nur deshalb sein Patient geworden war, um das Geheimnis des Falles von der Stretton Street zu entschleiern.

Wenigstens hatte ich in Erfahrung gebracht, daß er einen Besuch in der Villa Clementini abstatten wollte, ohne daß Robertson, der Kammerdiener, davon erfuhr. Er sollte um elf Uhr dort erscheinen — ob nachts oder vormittags, wußte ich allerdings nicht. Möglicherweise konnte ich etwas Interessantes erfahren, wenn ich den Arzt zu den angegebenen Stunden beobachtete.

„Ich bin über Ihre Angaben ziemlich überrascht," erklärte der Arzt schließlich, indem er mich hinter seinen buschigen Brauen hervor musterte. „Ich kann nur vermuten, daß Sie in einem der Restaurants etwas Schlechtes gegessen haben müssen — vielleicht schlechte Konserven, die oft Vergiftungserscheinungen zur Folge haben. Letzte Woche hatte ich einen ganz ähnlichen Fall in Behandlung — der Patient ist aber nach England zurückgekehrt, da er das Klima hier nicht vertrug."

„In einigen Tagen wird es mir hoffentlich schon besser gehen, Herr Doktor," erklärte ich — wollte ich doch noch eine Gelegenheit herbeiführen, um ihn besuchen zu können. Ich wollte das Mädchen, das der toten Gabriele Engledue so ähnlich sah, sehen und womöglich auch im geheimen sprechen.

Nachdem ich in mein Hotel zurückgekehrt war, rief ich Robertson in der Villa Clementini an und fragte ihn, ob er ins Café Gambrinus herunterkomme.

„Es tut mir leid," erwiderte er, „doch ich muß mit dem Zuge um acht Uhr nach Pisa reisen. Morgen früh bin ich aber wieder zurück."

So hatte ich nun festgestellt, daß De Gex die Verabredung mit Moroni für elf Uhr nachts, und nicht für elf Uhr vormittags getroffen hatte.

Ich nahm mein Nachtmahl in der Nähe der Bahn bei Bonciani ein, einem Restaurant, in dem nicht viele Fremde verkehren, wo es aber die beste toskanische Küche gibt. Nachdem ich dann noch eine Stunde in einem Caféhaus verbracht hatte, fuhr ich nach Fiesole hinauf. Die Nacht war kalt und mondhell. Meinen Blicken bot sich ein herrliches Panorama, denn unten im Tal des Arno lag die Stadt mit ihren funkelnden Lichtern und das bleiche Mondlicht, das sich im Flusse spiegelte, gab der Szene etwas Märchenhaftes. Als wir den Hügel hinauffuhren, begegneten uns zwei Bauernburschen, die eines jener alten Liebeslieder sangen.

Toskana ist das Land der Liebe, wo die Leidenschaft in den Herzen lodert und wo einem hitzigen Worte rasch ein Dolchstoß folgt, denn die Eifersucht ist unbarmherzig.

Als wir dann auf dem kleinen Platze von Fiesole angekommen waren, wo eine Anzahl von Leuten auf die letzte Tramway nach Florenz hinunter wartete, stieg ich aus, bezahlte den Chauffeur und setzte meinen Weg zu Fuß fort. Ich stieg den Weg weiter hinan, der durch ein Kastanienwäldchen führte, bis ich zu einem großen schmiedeeisernen Tore gelangte, das in den Park der Villa Clementini führte.

Zu beiden Seiten des Weges standen hohe Mauern, hinter denen schlanke Zypressen wuchsen, die ihren Schatten über die Straße warfen, so daß das Tor im Dunkeln lag. Ein Blick auf meine leuchtende Armbanduhr — ein Andenken aus dem Kriege — zeigte mir, daß noch zehn Minuten zu elf fehlten.

Ich drückte mich daher in den Schatten der Mauer und wartete, bis der Besucher des Millionärs erscheinen würde.

Ich dürfte so ungefähr drei Minuten gewartet haben, da näherten sich Schritte und im Mondlicht tauchte die Gestalt des Arztes auf, um gleich darauf wieder im tiefen Schatten zu verschwinden. Er schritt dem Gittertor zu, das er mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen hatte, aufsperrte, und trat in den Park, ohne jedoch das Tor hinter sich zu versperren. Sein Besuch war sicherlich geheim, sonst hätte ihm De Gex nicht den Schlüssel zu dem Eingang gegeben, den er selbst zu benutzen pflegte, und hätte seinen Kammerdiener nicht fortgeschickt. (Forts. folgt.)

Sommer-Dichter.

Von Kurt Meyer-Rotermund.

Es wäre eine literaturpsychologisch reizvolle und dankbare Aufgabe, die Rolle der Jahreszeiten im Schaffen unserer Dichter zu untersuchen. Von je haben diese den lebenweckenden Frühling, den bald stürmischen, bald zärtlichen Gesellen, bevorzugt. Schon die Minnesänger konnten ihn nicht genug preisen, was nach den langen Unbilden des Winters, denen die wetterumbrausten, nicht immer wohnlichen Burgen ausgesetzt waren, sehr begreiflich ist. Im 18. Jahrhundert, während der Epoche der Empfindsamkeit, kam dann die elegische Herbstpoesie auf; gleichzeitig entdeckte Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, die Freuden des Winters, die freilich nicht für Schwächlinge vorhanden waren. Später öffneten sich auch die Augen für die besonderen Reize des Sommers, der Zeit geruhigen Reisens.

Vorläufer sommerlicher Poesie waren ein um 1618 entstandenes Volkslied („Herzlich tut mich . . .") sowie Paul Gerhardts „Sommerlied" von 1667 („Geh aus mein Herz . . ."). Wieland betitelte eine seiner vielen Verserzählungen „Das Sommermärchen oder des Maultiers Zaum" (1777). Die Romantik, in der sich das künstlerische Stoffgebiet gegenüber der Beschränkung der Klassiker ungemein erweiterte, war besonders empfänglich für den Zaubermond beglänzter Sommernächte. Clemens Brentano dichtete: „Sommer muß mit Frucht und Myrten — Mich bewirten und umgürten"; Tieck nennt die Schwalbe einen Gast des Sommers, Justinus Kerner läßt sich mit einem „Trinklied im Juni" vernehmen, aber erst der Freiherr von Eichendorff bringt in seinem Schaffen den Sommer voll zur Geltung. Einschmeichelnd läßt er in den Gedichten die Brunnen verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht, und am frühen Morgen erschallt das Posthorn munter durch den erwachenden Sommerwald. In dem Roman „Ahnung und Gegenwart", diesem noch immer zu wenig bekannten Prachtstück der erzählenden Romantik, sind nächtliche Gewitter, geboren aus der Schwüle eines echten Sommertages, ein gern angewendetes Mittel der Stimmungsmalerei. Die Novellen „Das Marmorbild" und „Schloß Dürende" beginnen an Sommerabenden. Das in unseren Tagen wieder auf der Bühne erschienene Lustspiel „Die Freier" erinnert in seinem Irrungen-Wald stark an Shakespeares ewig jungen „Sommernachtstraum".

Von den vier Jahreszeiten war die sommerliche auch für Eduard Mörike eine von den liebsten. An einem heiteren Juninachmittag nimmt der Roman „Maler Nolten" seinen Anfang. In demselben Buche vergleicht der Dichter Konstanzens schuldlose Seele mit einem „hellen süßen Sommertag". Seiner Braut Luise Rau, der er Briefe innigster Liebespoesie geschrieben hat, schildert Mörike eine ihn tief rührende Julinacht: „Ich trat manchmal ans offene Fenster; ein leiser Wind bewegte die Bäume, der Mond stand in dem reinsten Blau, und aus einer ziemlich entfernten Straße ließ sich eine Nachtigall sehr lebhaft hören. Mir war ganz feierlich zu Mut. Der dunkeltiefe Zauberbrunnen, worin die Phantasie in einer solchen Sommernacht sich so gern beschaut, schien immer unerschöpflicher zu werden, und ich tauchte dein geliebtes Bild in tausend Farben und helle Wunderspiegel." Aber nicht allein für das Adagio einer gedämpften Sommernacht hatte dieser Dichter eine mitschwingende Saite in seinem Herzen bereit, — auch das Fortissimo eines sommerlichen Gewitters entzückte ihn. 1832, also zwanzig Jahre vor dem Entstehen von „Mozarts Reise nach Prag", berichtet er seinem Freunde Johannes Mährlen über ein in Ochsenwang erlebtes Gewitter: „Da sah ich am Fenster ein Gewitter von der Teckseite herziehen; eine Minute darauf rollte der erste Donner, und alle meine Lebensgeister fingen an, heimlich vergnüglich aufzulauschen. In unglaublicher Schnelligkeit stand uns das Wetter überm Kopf. Breite, gewaltige Blitze, wie ich sie nie bei Tag gesehen, fielen wie Rosenschauer in unsere weiße Stube, und Schlag auf Schlag. Der alte Mozart muß in diesen Augenblicken mit dem Kapellmeisterstäblein unsichtbar in meinem Rücken gestanden und mir die Schulter berührt haben, denn wie der Teufel fuhr die Ouvertüre zum „Titus" in meiner Seele los, so unaufhaltsam, so prächtig, so durchdringend mit jenem oft wiederholten ehernen Schrei der römischen Tuba, daß ich mir die Fäuste vor Entzücken ballten." Der sonst so verzärtelte, vor jedem gewaltsamen äußeren Eindruck zurückschreckende Mörike ist hier nicht wieder zu erkennen, anderseits zeugt dieser dramatische Auftritt für des Dichters innige Naturverbundenheit. Als Schwabensohn hat ihm aber auch die Gabe des Humors nicht gefehlt, und da ist ihm der Sommer willkommen gewesen, freundliche ältere Herren von rundlicher Gestalt als „Sommerwesten" zu charakterisieren. Ein diesbezügliches Gedicht „An meinen Vetter" schließt gemütvoll:

> „Und ich sah ihm so von hinten
> Nach und dachte: Ach, daß diese
> Lieben, hellen Sommerwesten,
> Die bequemen, angenehmen,
> Endlich doch auch sterben müssen!"

Ein echter Sommer-Dichter ist ferner Theodor Storm gewesen; unbeschadet seiner fast kindlichen Vorliebe für das Weihnachtsfest, den Gipfel des Winters. Aus seinen Gedichten genügt die Anführung des meisterlichen Sechszeilers „Juli":

> „Klingt im Wind ein Wiegenlied,
> Sonne warm herniedersieht,
> Seine Ähren senkt das Korn,
> Rote Beere schwillt am Dorn,
> Schwer von Segen ist die Flur —
> Junge Frau, was sinnst du nur?"

Storms erstes Buch nannte sich „Sommergeschichten und Lieder" (1851) und später gab er mehrere Novellen unter dem Titel „In der Sommer-Mondnacht" (1860) heraus. Über alles liebte er Jasmin, Flieder und dunkelrote Rosen. Als man den Dichter an einem Sommertage (7. Juli 1888) zur letzten Ruhe bettete, fiel eine dunkelrote Rose als letzter Gruß auf seinen Sarg.

Immer mehr hat inzwischen der Sommer seinen Einzug in die neue deutsche Dichtung gehalten: 1833 gibt Karl Josef Schüler ein längeres Gedicht „Der Sommer" heraus, das eine Fortsetzung von „Frühling", dem beschreibenden Epos Ewald von Kleists, darstellt. Alpenschilderungen veröffentlicht Ludwig Steub unter dem Titel „Drei Sommer in Tirol" (1846); Fontane erzählt von seinem Aufenthalt in England in „Ein Sommer in London" (1854); Stifters „Nachsommer" (1857) wird von Friedrich Nietzsche für den besten deutschen Roman erklärt; Rudolf Baumbach tritt 1881 mit „Sommermärchen" hervor; Detlev von Liliencron überschreibt 1886 mehrere Novellen „Eine Sommerschlacht"; Helene Böhlau nennt eine neue Folge ihrer altweimarischen Geschichten „Ein Sommerbuch" (1902); „Hohe Sommertage" (1902) betiteln sich Gedichte von Gustav Falke und „Sommertod" (1897) Novellen von Johannes Schlaf. In der neueren deutschen Lyrik, die sich in breitem Flusse dem Landschaftlichen zuwendet, wird das Thema des Sommers sehr häufig behandelt.

Der abendliche Gast.

Skizze von Wolfgang Federau.

Der Industrielle Jonas Johnsen las sehr interessiert in dem Geschäftsbericht des Holzsyndikats, als er plötzlich mit der Hand nach dem Herzen griff, das mit einem Male ganz ungebärdig zu klopfen begann. Nanu? wunderte sich Johnsen und lehnte sich in seinem Sessel zurück. Ist ja nichts, tröstete er sich gleich wieder. Wirklich legte sich das Herzklopfen nach wenigen Sekunden, aber eine leichte Unruhe blieb nach.

Johnsen sah nach seiner Uhr. Erst vier? Ich werde trotzdem nach Hause gehen, entschloß er sich.

Die Angestellten steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Wirklich, das war seit fünf Jahren nicht mehr passiert, daß der Direktor zwei Stunden vor Bureauschluß das Geschäft verließ.

Als Jonas Johnsen die Tür seines Hauses öffnete, prallte er beinahe mit einem anderen Herrn zusammen, der das Haus gerade verlassen wollte. Dieser andere war ein junger, schlanker Mensch mit dunklen Augen, dunklem Haar, olivfarbenem Teint. Italiener, dachte Johnsen,

Thea, seine Frau, stieß einen kleinen, erschrockenen Schrei aus, als Jonas so unerwartet vor ihr stand. Sie sah rot und verwirrt aus. „Um Himmels willen, was ist dir, Jonny?“ fragte sie und blickte ihn angstvoll an.

„Mir? Nichts von Belang . . . Irgend etwas ist vielleicht nicht in Ordnung. Sag' mal — wie heißt der Mann?“

„Welcher Mann?“ Er sah, daß sie die Farbe wechselte.

„Nun, den ich eben unten im Hausflur traf. Er kam doch von dir?“

Thea wollte sich aufs Leugnen legen; aber dann blickte sie auf die Augen ihres Gatten, die hinter den scharfen Gläsern Blitze schossen, sah diese Augen, die kalt und grausam und unerbittlich aussahen, und sie erkannte, daß ihr hier keine Lüge helfen würde und kein noch so kümmerlicher Versuch einer Ausrede.

„Luigi Pabloni“, sagte sie flüsternd, und Scham, Angst, ja Entsetzen erfüllten sie ganz.

„Was ist er?“

„Legationssekretär.“

„Wohnt?“

„Theater-Boulevard 9.“ Sie hauchte diese Worte nur noch so leise wie ein Sterbender — aber Johnsen hatte verstanden. Drehte sich auf dem Absatz herum und verließ den Raum, ohne auch nur einen Blick nach der Frau zurückzuwerfen, die, halb ohnmächtig, mit flehender, Vergebung heischender Miene in die Knie gesunken war.

*

Fünf Minuten später stand der Direktor in dem Zimmer Pablonis.

„Herr Pabloni“, sagte Johnsen kurz und schneidend, ohne den aufgeregten Fragen des andern Beachtung zu schenken, „Sie unterhalten seit längerer Zeit Beziehungen zu meinem Hause. Meine Frau hat mir alles gestanden.“

„Ich . . .“

„Seien Sie still, wenn ich rede. — Sie geben das zu, was ich sagte? Gut! Ich könnte Sie fordern; aber es ist lächerlich, sein Leben in Gefahr zu bringen um der Beleidigung willen, die irgendein Schuft uns zugefügt hat.“

Pabloni fuhr empor, sein Gesicht verzerrte sich.

„Seien Sie ruhig, Herr . . . Ich könnte Sie töten — das tue ich auch nicht, falls Sie mich nicht dazu zwingen. Aber etwas anderes will ich tun . . .

Sie verpflichten sich, vier Wochen lang jeden Abend um 7 Uhr in meiner Wohnung mit meiner Frau und mir gemeinsam zu Abend zu essen. Sie verpflichten sich des weiteren, während dieser vier Wochen außerhalb des angegebenen Zeitpunktes meine Wohnung nicht zu betreten, ja auch auf keine andere Art und an keiner anderen Stelle mit meiner Frau zusammenzutreffen, auch nicht zu schreiben. Versprechen Sie das?“

„Herr . . .“ fuhr Pabloni blaß und verstört auf. Da sah er in den dunklen Lauf einer Pistole.

„Schwören Sie!“

Der Italiener hob die Hand: „Ich schwöre . . .“

Johnsen kehrte zurück, als sei nichts vorgefallen. Vergrub sich hinter seinen Zeitungen und rauchte, während Thea mit gequälter Miene planlos von einem Zimmer zum andern ging und sich nicht getraute, eine Frage an ihren Gatten zu richten.

Kurz vor sieben kam er ins Speisezimmer, betrachtete die gedeckte Tafel und sagte ruhig zu seiner Frau: „Laß, bitte, noch ein drittes Gedeck auflegen, ich erwarte einen Gast.“

Pünktlich um sieben tönte die Glocke — wenige Minuten später betrat der Italiener das Zimmer. Er blieb mit einer hilflosen Bewegung an der Tür stehen, verbeugte sich. Sein Gesicht war aschgrau.

Thea stieß einen leisen, klagenden Laut aus; sie versuchte zu lächeln — diese Bemühung versteinte im Entstehen zu einer gräßlichen Grimasse.

„Meine Frau ist heute eine schlechte Wirtin“, sagte Johnsen freundlich. „Meine Frau kennen Sie doch — ich brauche Sie also nicht erst vorzustellen . . .“

Man setzte sich zu Tisch. Johnsen aß bedächtig. Thea ließ fast jeden Gang unberührt vorübergehen. Pabloni stocherte mit verzweifelter Miene in seinen Speisen herum.

„Meine Frau ist heute eine schlechte Wirtin“, sagte Johnsen nach einer Weile, den Italiener fest anblickend. „Vielleicht, weil wir nicht gewöhnt sind, zu nötigen. Uns sind diejenigen Gäste die liebsten, die sich keine törichte Zurückhaltung auferlegen, sondern ganz — und in allen Dingen, Herr Pabloni! — so tun, als ob sie hier zu Hause wären.“

Pabloni blieb die Antwort schuldig, Thea stierte auf ihren Teller. Als der Mokka gereicht wurde, stürzte der Italiener seine Tasse herunter, als wäre es Wasser. Sprang dann auf. „Nicht noch eine Zigarre gefällig?“ fragte Johnsen einladend. „Ich bin Nichtraucher“, stammelte Pabloni. Verbeugte sich knapp; er sah Thea an mit dem Ausdruck eines wunden Tieres oder geprügelten Hundes. Sie machte nicht die geringste Anstrengung, ihr schönes, blasses Haupt zu heben. Aber Johnsen begleitete seinen Gast höflich bis zur Tür. „Auf Wiedersehen also“, sagte er ruhig, während sich Thea wie eine halb Gelähmte nach ihrem Schlafzimmer schleppte. —

Der Vorgang wiederholte sich am nächsten Tage. Und am übernächsten. Und am vierten. Jedesmal um sieben Uhr erschien Pabloni, und das grauenhafte gemeinsame Abendessen nahm seinen Verlauf.

Einmal, nach acht oder zehn Tagen, als Johnsen wieder sein stereotypes „Bitte, lege noch ein Gedeck auf!“ äußerte, begann Thea ganz übergangslos zu schreien, wild, durchdringend, wie eine Wahnsinnige. Die Tränen rannen über ihr zuckendes Gesicht wie Ströme. Unbewegt sah Johnsen sie an.

„Was ist dir nur?“ fragte er kurz und herrisch.

„Ein Ende — um Himmels willen mach' ein Ende!“ schrie sie.

„Pabloni? Ich verstehe dich nicht ganz; ich finde, er ist ein netter Mensch. Und du hast, glaube ich, bislang dasselbe gefunden. Ich lade ihn doch ein, um dir eine Freude zu machen.“

Sie gab es auf, etwas zu entgegnen. „Du bist grausamer als eine wilde Bestie“, flüsterte sie.

Eine Woche noch hielt sie es aus. Dann blieb sie im Bett liegen, in zähneklappernder Angst. Ihre Glieder gehorchten ihr nicht mehr.

Johnsen ließ einen der berühmtesten Ärzte an ihr Krankenbett rufen. Der Arzt schüttelte den Kopf. „Es ist eine psychische Sache“, meinte er, „ein kaum erklärlicher Vorgang. Irgend etwas muß in ihr Dasein getreten sein, das ihre Seele mitten entzwei gerissen hat.“

Johnsen lächelte dünn. „Sie müssen sich irren in Ihrer Diagnose, Herr Professor“, sagte er. „Mir ist von einem solchen Ereignis nichts bekannt.“

Thea war von blühender Gesundheit gewesen, vorher. Jetzt schwanden ihre Kräfte rasch. Die beiden letzten Tage saß Johnsen an ihrem Bett. Er aß nicht, er schlief nicht — er beobachtete die Kranke mit regungslosem Antlitz. Sie stöhnte gequält, wenn sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte. Und verging schließlich, erlosch ohne Kampf, wie ein Licht.

Als ihr Körper sich streckte, als Johnsen sah, daß sie tot war, erhob er sich und verriegelte die Tür des Krankenzimmers. Dann näherte er sich aufs neue ihrem Lager, riß ihren blassen, leblosen Kopf an seine Lippen und küßte ihn, während Tränen über seine Wangen strömten und ein wildes Schluchzen seine Brust zermarterte.

Lustige Rundschau



* **Im Eisenbahnabteil.** „Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?“ — „Nein danke, ich rauche keine Zigaretten.“ — „Aber vielleicht nehmen Sie eine Zigarre?“ — „Nein danke, ich rauche keine Zigarren.“ — „Auch mit einer Pfeife Tabak kann ich Ihnen zu Diensten sein.“ — „Nein danke, ich rauche keine Pfeife.“ — „Nehmen Sie dann wenigstens ein Stückchen Kaugummi?“ — „Nein danke, ich kaue keinen Gummi.“ — „Donnerwetter, nun sagen Sie mir bloß mal, was Sie eigentlich mit Ihrem Mund machen . . .!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.